

III. 9.

Adolf Ströble

Breisach

14 Jahre, Radolfzell, die SS-Kaserne und die Franzosen

*Beschreibt das Familienleben vor dem Kriegsende in **Radolfzell**, wo auch eine **große SS-Kaserne** ist. Die Familie: Mutter, die Schwester Judith, er mit 14 Jahren und sein jüngerer Bruder Horst. Die älteren Brüder im Krieg, der Vater 1942 im KZ Flossenbürg umgekommen. Konfirmation, Tieffliegerangriffe, Schulleben samt „politischer Viertelstunde“, Gründung des Volkssturms, ab 1. April 1945 führt er Tagebuch, Hitlerbild und Hakenkreuzfahne werden versteckt, ein SS-Offizier hält noch eine flammende Rede gegen den halblauten Protest der Arbeiter, letzter Aufmarsch mit der HJ am 19. April, am 29.4. sagt der Lehrer, wie es wirklich steht: Adolf muss raus zum Kotzen. Jabos schießen Munitionszug am Bahnhof in Brand, heftige Explosionen. Die Familie flieht am 22.4. in den Wald, kommt am Abend aber wieder zurück. Am Bahnhof werden Wehrmachtzüge organisiert geplündert, er holt Schuhe, Textilien und Erbsensuppe, die Ernährung der nächsten Wochen. Am 25.4. setzen sich die deutschen Truppen ab, weiße Fahnen werden gehisst, wobei sich ein katholischer Geistlicher mutig hervortut. Einige zivile Opfer beim Einmarsch der Franzosen, die sich überwiegend zivilisiert verhalten. Nach Vergewaltigungen werden zwei Soldaten hingerichtet. Dann das übliche: Sperrstunde, Abliefern von Waffen, Radios, Ferngläsern, Fotoapparaten. Adolf und seine Freunde plündern in der SS-Kaserne, organisieren Holz. Dann wird er zum Arbeitseinsatz für die Franzosen gezwungen. Er bedauert das Ende des NS-Regimes und Hitlers Tod, er war gerne Hitlerjunge. „Fühlte mich nicht befreit, aber erleichtert“.*

Umsturz 1945

In unserer Familie gab es einige fest gefügte Traditionen, die eisern wahrgenommen wurden, auch wenn die übrige Welt ins Wanken geriet. Dazu gehörte zum Beispiel der Tagesablauf am Sonntag: Frühstück mit Streuselkuchen, Kirchengang für alle, ein etwas besseres Mittagessen als über die Woche, zum Beispiel Hackbraten mit Kartoffelsalat. Am Nachmittag ein ausgedehnter Spaziergang, schon mehr eine Wanderung, ohne Einkehren oder Kaffeetinken nach der Heimkehr. Letzteres schon deshalb nicht, weil es während des Krieges keinen Bohnenkaffee gab, höchstens an Weihnachten ein paar Gramm auf die Lebensmittelkarte. Dazu kamen wir in der Regel spät heim, so gegen sieben Uhr abends, und da war keine Kaffeezeit mehr.

Da kann ich mich an einen Sonntag im Herbst 1944 erinnern, es war ein ruhiger sonniger Spätherbsttag. Obwohl kein Wölkchen am Himmel zu sehen war, vernahm man, wenn man stehen blieb, ein ganz leises Donnerrollen im Westen. Jemand von uns sagte: „Sie sind schon in den Vogesen. Die schweren Geschütze hört man bis hierher.“ Viel mehr wurde dazu nicht gesagt. Die Gefahr wurde verdrängt. Wir weigerten uns, daran zu denken, dass es hier auch einmal schießen könnte. Wir setzten unseren friedlichen Sonntagsspaziergang einfach fort.

Wir, das waren meine Mutter, Judith, meine Schwester, die älter war, mein jüngerer Bruder Horst und ich. Die anderen Brüder Dany und Martin waren im Krieg. Mein Vater war schon tot, er kam 1942 im KZ Flossenbürg ums Leben. Im Herbst 1944 war ich vierzehn Jahre alt.

Viel lieber hätte ich mich an diesem Nachmittag mit meinen Kameraden getroffen. Aber da gab es ein anderes ungeschriebenes Gesetz in unserer Familie, dass man erst nach der Konfirmation frei war, am Sonntagnachmittag hinzugehen, wohin man wollte. Und konfirmiert war ich da noch nicht. Das wurde ich am 18. März 1945, vierzehn Tage vor Ostern und fünf Wochen vor dem Einmarsch der Franzosen. Der Konfirmationsgottesdienst war von Pfarrer Neuer auf 7 Uhr morgens angesetzt worden, so früh, damit die Zeremonie nicht durch Fliegeralarm gestört würde. Und in diesen Tagen gab es keinen blinden Alarm mehr.

Regelmäßig erschienen Jabos (Jagdbomber) im Tiefflug über dem Städtchen, machten einen Höllenlärm, schossen auf alles, was sich bewegte, und warfen kleine Splitterbomben ab. Die Schäden hielten sich in Grenzen, aber einige Tote gab es schon, darunter mein Klassenkamerad Horst Mattern, der im Stadtgarten von einem Bombensplitter getroffen wurde. Da auch Bomberpiloten ihre festen Gewohnheiten hatten und so früh nicht unterwegs waren, ging die Rechnung unseres Pfarrers auf.

Die Einsegnungsfeier, an die ich mich gut erinnere und die ich auch ziemlich ernst nahm, wurde nicht gestört. Wie ernst ich an diesem Tag war, sieht man auf einem Foto, das im Garten hinter unserem Haus aufgenommen wurde. Einen Konfirmandenanzug besaß ich nicht. Ich trug eine Knickerbockerhose und eine etwas zu enge blaue Jacke, handgestrickte Strümpfe und alte Schuhe. Nur das Blumensträußlein am Revers verriet, dass es sich um einen besonderen Tag gehandelt hatte. Wie wir zu Hause gefeiert hatten, weiß ich nicht mehr. Es wird nicht der Rede wert gewesen sein, Besuch hatten wir nicht.

Zu den Opfern der Tieffliegerangriffe gehörte auch Professor Heinrich Bettinger, der Direktor der Radolfzeller Realschule, dem wir Respekt erwiesen. Wir liebten ihn aber auch wegen seiner ruhigen Art, und gerecht war er auch. Er unterrichtete uns in Englisch. Stolz war er darauf, in England gewesen zu sein. Wenn wir ihn überreden konnten, davon zu erzählen, war die Stunde gelaufen. So erzählte er zum Beispiel vom Londoner Hydepark, in dem jeder frei seine Meinung sagen konnte. Die selbsternannten Volksredner, so erfuhren wir, brauchten nur einen Stuhl oder eine Kiste, um von oben loslegen zu können. Stimmgewaltig und mit Händen und Füßen setzten sie sich in Pose. Unter den Spaziergängern habe es immer einige gegeben, die stehen blieben und zuhörten.

Das freie Wort des kleinen Mannes! Ein ungeheurer Gegensatz zu den Gepflogenheiten des Dritten Reiches. Wollte uns Professor Bettinger mit einer versteckten Botschaft erreichen? So denke ich erst heute; denn damals fiel mir das nicht auf. Hätte mich damals jemand gefragt, ob ich immer sagen dürfe, was ich denke, hätte ich das bedenkenlos bejaht. Professor Bettinger ist am 28. Februar 1945 auf der

Heimfahrt von Radolfzell nach Stockach bei einem Tieffliegerangriff auf seinen Zug getroffen worden. Zwei Wochen später erlag er seinen schweren Verletzungen.

Wegen der drohenden Luftangriffe mussten alle Speicher geräumt werden. Sogar die Lattenverschläge wurden herausgerissen. So wollte man bei einem Brand die Arbeit der Feuerwehr erleichtern. Die Entrümpelung war eine ziemlich unangenehme Geschichte. Wohin mit dem vielen Zeug? Zum Teil in den Keller, zum Teil auf den Müll, ein Teil zur Altmaterialsammlung.

Noch unangenehmer für die Betroffenen war die Gründung des Volkssturms. Dazu wurden alle Männer zwischen dem 16. und 60. Lebensjahr verpflichtet, soweit sie überhaupt noch da und tauglich waren. Ich hatte wieder einmal Glück. Manche Kameraden nicht. Der Volkssturm wurde nicht kaserniert, die Männer blieben daheim und mussten in ihrer Freizeit, zum Beispiel am Sonntag, an militärischen Übungen teilnehmen. Ich sah die Kolonnen auf dem Weg zum SS-Schießplatz, der am Waldrand Richtung Möggingen lag, an unserem Haus vorbeiziehen. Obwohl in Zivil hatten sie einen Karabiner geschultert. Um nicht als Freischärler zu gelten, mussten sie eine Armbinde tragen.

Da und dort erblickte man ein paar Panzerfäuste. Mit ihnen wurde ziemlich Propaganda gemacht. In der Wochenschau sah man eine Frau mit einem kessen Hütchen, die vorführte, wie man eine Panzerfaust abschießt. Wichtig sei, dass hinter dem Rohr niemand stehe, der gewaltige Feuerstrahl würde ihn verbrennen. Aber sonst sei die Panzerfaust eine Wunderwaffe, mit der man schwere Panzer abschießen könne. Man müsse nur nah genug am Objekt sein.

In den letzten Kriegstagen standen reihenweise Panzerfäuste an der Friedhofsmauer, von fliehenden Soldaten zurückgelassen. Aber selbst wir Buben, die wir gerne mit Pulver und Patronen zündelten, machten um diese Teufelsdinger einen großen Bogen.

Je näher die Front rückte, desto tiefer sank die Stimmung in der Bevölkerung. In der Schule wurde die „politische Viertelstunde“ eingeführt. Der Klassenlehrer musste mit uns die Lage erörtern. Unser Lehrer kam auf die einfallslose Idee, uns das Studium des täglichen Wehrmachtsberichtes aufzugeben, der in der Zeitung zu finden war. Wir sollten eine Zusammenfassung am nächsten Tag vortragen. Zu dem Zweck legte ich mir ein Heftchen an, das ich noch besitze und Eintragungen vom 11. Januar bis zum 30. Juni 1944 enthält. Danach begannen die Sommerferien. Die letzte Eintragung hat folgenden Wortlaut: „In der Normandie, besonders bei Caen, erbitterte Kämpfe. Seit dem 6. Juni an der Invasionsfront über 900 Panzer abgeschossen. Feindliche Angriffe gegen Cherburg abgeschlagen. Das Vergeltungsfeuer der „V 1“ wird fortgesetzt. In Italien, besonders bei Siena, schwere Kämpfe. Im Mittelabschnitt der Ostfront wird erbittert gekämpft. Bei einem Bandenunternehmen in Weißruthenien 342 Bandenlager und 936 Bunker zerstört. Der Feind verlor 7700 Tote und 5300 Gefangene. Terrorangriffe gegen Magdeburg und Wittenberg. 34 Feindverluste. Drei Schiffe mit 13 000 BRT und ein Bewacher durch Unterseeboote versenkt.“

Die im Bericht erwähnte „V 1“ heißt eigentlich Vergeltungswaffe 1, zu der sich später die V 2 gesellte. Diese so genannten Geheim- oder Wunderwaffen sollten das Kriegsglück in letzter Minute wenden, waren dem Namen nach aber als Vergeltung für die Zerstörung deutscher Städte durch alliierte Luftangriffe gedacht. Von Mitte 1944 an wurden sie von Nordfrankreich und Holland abgeschossen. Das Ziel war, durch die Zerstörung Londons die Engländer kriegsmüde zu machen. Die V 1 sah aus wie ein kleines Flugzeug, war aber unbemannt und flog mit 600 km/h. Die Sprengkraft war groß, aber die Zielgenauigkeit gering. Gefährlicher war die V 2, eine Rakete, schneller als der Schall, die ohne Vorwarnung wie ein Blitz aus heiterem Himmel einschlug.

Ein persönliches Tagebuch fing ich erst am 1. April 1945 (Ostersonntag) an. Wohl deshalb, weil die Ereignisse immer dramatischer wurden. Für mich war die Ernährungslage wichtig. Akribisch schrieb ich auf, was es morgens, mittags und abends zu essen gab. An diesem Ostersonntag vermerkte ich unter anderem: „Haben kein Brot.“ Am 3. April 1945 beginnt die Eintragung mit dem Satz: „Wir haben kein Brot.“ Am folgenden Tag schrieb ich: „Heute Morgen gab es Pellkartoffeln mit Kaffee.“ Natürlich war Malzkaffee gemeint. Am 8. April 45 dann die Erlösung: „Endlich haben wir wieder Brot.“

Am 6. April 1945 trug ich ein, dass ich die Hakenkreuzfahne und die Wandbilder der Nazigrößen, darunter auch Hitler, auf dem Speicher versteckt hatte, an der Mauer unter dem 10. Brett des Fußbodens vom Dachrand aus gerechnet. Die Mauer gehörte zum Treppenhaus, das an unseren Speicher grenzte, vor der Entrümpelung hatten wir gegen sie unser Brennholz gebeigt.

An diesem Tag muss mir also klar gewesen sein, dass der Einmarsch feindlicher Truppen nicht mehr zu verhindern war. Wie sich da wohl die Leute an der Spitze unseres Gemeinwesens, die immer noch vom Endsieg redeten, verhalten würden? Was würde aus der nationalsozialistischen Ordnung werden, mit der ich von Kind auf vertraut war und die das ganze öffentliche Leben beherrschte? In jenen Tagen machten mir solche Gedanken zu schaffen.

Am Abend des 15. April 1945, es war ein Sonntag, hielt im Scheffelhofsaal ein SS-Offizier eine Rede, die sich anzuhören alle Männer vom 14. bis 70. Lebensjahr verpflichtet waren. Ich ging in meiner Uniform der Hitlerjugend dahin, stand hinten oben auf der Empore, um mich herum Arbeiter der Pumpenfabrik Allweiler. Der SS-Mann hielt eine flammende Rede, Radolfzell müsse unter allen Umständen verteidigt werden. Selbst wenn die Stadt nicht zu halten sei, so würde man später doch sagen können, dass die tapferen Männer von Radolfzell auf den Trümmern ihrer Stadt bis zum letzten Blutstropfen gekämpft und ihr Leben für Führer, Volk und Vaterland geopfert hätten.

Was mich da oben im Scheffelhof überraschte, war der offene Ungehorsam der alten Arbeiter. Halblaut sagten sie: „Den Blödsinn kannst du selber machen, aber nicht mit uns.“ Sie sagten das leise genug, dass es nicht nach vorne dringen konnte, aber untereinander verstanden sie sich und nickten dazu mit ernsten

Gesichtern. Wie recht sie mit der Einschätzung der Lage hatten, zeigte sich zehn Tage später, als die Franzosen einmarschierten und von einem hohen SS-Mann weit und breit nichts zu sehen war.

In den letzten Wochen vor dem Umsturz hatten wir manchmal Unterricht im Österreichischen Schlösschen. In unserer Schule am Luisenplatz war es eng geworden. Die Reichspostdirektion Karlsruhe, wohl ausgebombt, belegte einen Teil des Schulgebäudes. Eines Tages wurden im Österreichischen Schlösschen, ich weiß nicht von wem, Flugblätter verteilt, die uns zu Sabotageakten gegen die fremden Truppen aufforderten, sollten diese Radolfzell besetzen. So sollten wir Würfelzucker in die Benzintanks der feindlichen Panzer werfen. Damit würde der Vergaser verklebt, und der Panzer könne nicht mehr fahren.

Frau Professor Dr. Göggel, eine ältere Lehrerin, die uns Chemie gab, krauste die Stirn, als sie den Text der Blätter las. Dann wettete sie mit ihrer dünnen und hohen Stimme los: „Ihr werdet euch unterstehen! Kinder führen keinen Krieg. Unter keinen Umständen dürft ihr das tun. Lasst bloß die Finger davon!“ Die alte Dame war ganz schön mutig. Defätismus oder Wehrkraftzersetzung konnte in jenen Tagen mit dem Tode bestraft werden.

Die Anzeichen der bevorstehenden Niederlage mehrten sich. Ein neuer Lehrer - wir hatten Schule bis in die letzten Tage - klärte uns über den Ernst der Lage auf. Der Krieg sei praktisch verloren, die deutschen Städte fast alle zerstört. Unsere Truppen hätten keine Munition mehr, die modernsten Panzer könnten sich wegen Spritmangels nicht mehr bewegen. Da wurde mir in dieser Stunde speiübel. Ich musste ganz schnell auf die Toilette, wo ich mich auskotzte. Am Tag, der mir zum Kotzen war, schrieb man den 20. April 1945, Führers Geburtstag, es hätte makabrer nicht sein können.

Am Abend zuvor hatte ich zum letzten Mal meine Uniform als Hitlerjunge an. Zum traditionellen Propagandamarsch am Vorabend zu Führers Geburtstag. Mit Pauken und Trompeten. Das Wort Propaganda hatte im Dritten Reich keinen negativen Klang, besaßen wir doch in der Person des Dr. Goebbels einen Minister für Volksaufklärung und Propaganda. Im Gleichschritt durch die Radolfzeller Innenstadt! Voraus der Fanfarenzug mit den großen Trommeln, dahinter die Fahnen, also auch ich, dann die Marschkolonnen der Jungzüge. Dieser 19. April war ein Donnerstag. Da schrieb ich in mein Tagebuch, dass sich die Hitlerjungen meiner Einheit am Samstag noch zu einem Kameradschaftsabend treffen wollten.

Dazu kam es aber nicht mehr. Der Samstag sollte ganz anders verlaufen. An diesem Samstag, dem 21. April 1945, beginnt mein Tagebuch folgendermaßen: „Heute morgen hatten wir um 7.05 Uhr Schule Zuerst kam Voralarm. Da blieb ich in der Schule. Aber dann kam der Fliegeralarm. Da bin ich heimgerannt. Auf einmal kamen zehn Flugzeuge, zwei drehten ab, und die anderen kamen auf die Stadt zu. Plötzlich verspürten wir zwei kleine Erschütterungen. Das Licht (im Keller!) begann zu flackern. Ein ohrenbetäubendes Krachen stellte sich ein. Die Flieger kamen im Tiefflug über Radolfzell und schossen

mit Bordkanonen. Es war große Aufregung im Luftschutzkeller. Während ich dies schreibe, ist gerade Entwarnung. Ich gehe jetzt einmal in die Stadt.“

Das Vorhaben wurde durch erneuten Fliegeralarm vereitelt. Wieder flogen die Jagdbomber über die Stadt, wieder krachte es, doch diesmal wurde der Lärm der Flugzeuge und Bordwaffen von einer gewaltigen Explosion, die das Trommelfell zusammenpresste, übertroffen. Später erfuhren wir, dass ein Munitionszug getroffen wurde, der im Güterbahnhof abgestellt war. Der Zug geriet in Brand, das Feuer fraß sich von Waggon zu Waggon und brachte nacheinander die Granaten zu Explosion. Als der Fluglärm verebbt war und die Granaten nur noch gleich Böllerschüssen in unregelmäßigen Abständen explodierten, muss meine sonst sehr vorsichtige Mutter die Lage falsch eingeschätzt haben.

Es war Zeit zum Milchholen. Also schnappte ich unsere Aluminiumkanne und machte mich auf den Weg zu unserem Milchgeschäft in der westlichen Allweilerstraße, das von Frau Gabele betrieben wurde. Immer noch hörte man gelegentlich Granaten krachen, aber Milch war lebenswichtig, und der Güterbahnhof war ein gutes Stück weg - dachte ich. Frau Gabele schaute mich groß an, ich war der einzige Kunde, aber meine Milch bekam ich. Auf dem Heimweg mischte sich in den Lärm der krachenden Granaten ein anderes Geräusch. Wie wenn man mit Wucht Steine auf ein Ziegeldach werfen würde. Aber Steine waren das nicht, die ich erst jetzt auf der Straße bemerkte, sondern scharfkantige Granatsplitter. Und da piffen wieder einige heran und schlugen auf Dächer und Mauern.

Schnell auf die andere Straßenseite in den Windschatten der Geschosse! War die Häuserreihe durch eine Lücke unterbrochen, zuerst gehorcht, und dann hinüber zur nächsten Hauswand gerannt, die Schutz bot. Hatte ich das in der Hitlerjugend gelernt? Oder doch bei Karl May? In meinem Tagebuch fand ich darüber den schlichten Satz: „Da bin ich gerannt.“ Für Mutter war nur wichtig, dass ich unverletzt war und die Milch hatte. Im weiteren vermerkt das Tagebuch: „Seit 4-5 Stunden krachte es vom Munitionszug, und immer nimmt es noch kein Ende. Es ist furchtbar. Die ganze Stadt ist von Qualm erfüllt. Fenster sind fast überall heraus. Bei uns ist noch alles heil.“

Die deutsche Armee befand sich auf der Flucht. Immer mehr Militärfahrzeuge durchquerten die Stadt von West nach Ost. Ein Lastwagen der Wehrmacht hielt in der Nähe unseres Hauses unter Bäumen, damit er nicht von den Fliegern gesehen werden konnte. Auf der offenen Ladepritsche standen angetrunkene deutsche Soldaten, die Plattentabak gegen Schnaps tauschten. Das also ist von der stolzen deutschen Wehrmacht übrig geblieben.

Als sich das Gerücht verbreitete, im Güterbahnhof stünden drei Waggons mit Minen, die jeden Augenblick in die Luft fliegen könnten, packten wir ein paar Sachen und verließen wie andere Radolfzeller die Stadt in Richtung Markelfingen - zu Fuß natürlich. Tagebucheintrag unter dem 21.04.45: „Ich stehe jetzt unter einem Baum im Markelfinger Wald und schreibe dies...Es regnet saumäßig. Bin total nass. Ab und zu hört man das Krachen der sich entladenden Munition. Aber die Minen sind noch nicht losgegangen. Überall

sind Leute im Wald. Es ist ungefähr halb sechs Uhr (17.30 Uhr). Wir essen jetzt im Wald dicke Butterbrote mit Käse.“

Der letzte Satz stimmt versöhnlich. Judith konnte in diesen Tagen Butter und Käse reichlich vom Milchwerk nach Hause bringen. Das mit den Minen war aber kein Gerücht. Zum Glück sind die Waggons von mutigen Männern, wahrscheinlich von der Feuerwehr, abgehängt und außer Reichweite geschoben worden.

Der Samstag verabschiedete sich standesgemäß. Tagebucheintrag, 21.10 Uhr: „Draußen regnet es sehr fest. Es blitzt und donnert fürchterlich. Bin dann ins Bett gegangen. Die ganze Nacht hat man Autos gehört.“

Am Sonntag (22.4.45) weckte mich Mutter in aller Herrgottsfrühe. „Los, steh auf! Wir müssen weg. Die Feinde sind schon vor Singen und Stahringen. Radolfzell könnte bombardiert werden.“ Wir trugen schwer an dem großen braunen Koffer und den drei Taschen. Durch den Griff des Koffers schob ich einen Stock, so dass wir ihn zu zweit tragen konnten. Auf bekannten Wegen erreichten wir das Ostufer des Mindelsees, das uns deshalb vertraut war, weil wir dort immer wieder Brennholz und Tannenzapfen sammelten. In der Familie sprachen wir schon von „unserem“ Wäldchen. Die Tannen standen so dicht, dass uns die Flieger, die überall am Himmel auftauchten, nicht sehen konnten.

Das sonnige und warme Wetter hatte uns durstig gemacht. Judith und ich gingen nach Möggingen, um etwas zu trinken zu kaufen. Das Gasthaus „Adler“ war voll von deutschen Soldaten, die aßen, tranken, rauchten und sich laut unterhielten. „Die Panzer sind schon in Wahlwies,“ sagten sie warnend zu uns. Ans Kämpfen dachte offensichtlich niemand. Wir tranken unseren Apfelsaft und nahmen für Mama eine Flasche Bier mit.

Das Wetter schlug um, es fing an zu regnen. „Es ist windig und kühl. Ich habe zwei Mäntel an und schreibe auf den Knien. Die Schuhe sind total nass. Es friert mich,“ vertraute ich dem Tagebuch an. Die Nacht wollten wir aber nicht im Wald verbringen. So machten wir uns auf den Heimweg, erreichten Radolfzell so zeitig, dass ich noch zum Güterbahnhof gehen konnte. Da war was los! Die Leute plünderten; denn neben dem verkohlten Munitionszug standen noch andere Waggons, beladen mit Versorgungsgütern, wohl für das Militär bestimmt. Die Leute drängten sich durch die offenen Schiebetüren in die Güterwagen und rissen sich zum Teil das Zeug aus den Händen.

Da erschien der oberste Nazi von Radolfzell, Ortsgruppenleiter Gräble, in seiner braunen Uniform mit der Hakenkreuzbinde am Arm. Er zog seine Pistole und schrie mit hochrotem Gesicht: „Jeder soll etwas bekommen. Aber stellt euch an; denn so geht das nicht.“ Man gehorchte sofort und war dankbar, dass jemand für Ordnung sorgte. Überhaupt war Gräble, der beruflich als Heilpraktiker tätig war, bei den Radolfzellern nicht unbeliebt. Er hat den Leuten eher geholfen statt sie ans Messer zu liefern. Als nach

der Einnahme von Radolfzell die führenden Nationalsozialisten von den Franzosen verhaftet wurden, hat sich sogar Stadtpfarrer Zuber für Gräble eingesetzt. Es ist zu bezweifeln, ob er sonst den Umsturz überlebt hätte.

Unter den Augen der Partei machte ich also auch Beute: zwei Paar Bergstiefel, Textilien - darunter einer Arbeitsanzug, den ich später als Mechanikerlehrling brauchen konnte. Beim zweiten Mal ergatterte ich einen Karton mit Erbsensuppe, 32 Pfund schwer, es fiel mir nicht leicht, ihn vom Güterbahnhof nach Hause zu tragen. Aber die Erbsensuppe hat uns lange Zeit das Frühstück gesichert. Davon zeugt die im Tagebuch immer wiederkehrende Eintragung: „Frühstück, Erbsensuppe mit Brot“. Dieser Sonntag endet im Tagebuch so: „Abends hatten wir keinen Strom. Wir haben eine Kerze angebrannt.“

Der folgende Tag, Montag, der 23. April 1945, verlief verhältnismäßig ruhig. Aber es breitete sich ein Gefühl der Unsicherheit aus. Mal hieß es, die feindlichen Truppen seien bis Immendingen zurückgeschlagen worden, dann gab der Stadtfunk (über die Stadt verteilte Lautsprecher) bekannt, dass Radolfzell auf Befehl eines Generals verteidigt werden müsse. Alles Weitere sei abzuwarten. Kamen die Flieger, blieb man in den Häusern, war es ruhig, ging man in die Stadt, um zu schauen, wo man noch etwas ergattern konnte.

Am Güterbahnhof war nichts mehr zu machen. Die Polizei hatte abgesperrt. In der Viehhalle hatte Mutter aus irgendwelchen Beständen fünf Flaschen Wein bekommen, die wir im Garten vergruben. Ins Tagebuch schrieb ich: „Wir haben heute Fluchtpläne entworfen. Vielleicht gehen wir morgen fort.“

Wir gingen nicht fort an diesem Dienstag, dem 24. April 1945. Wieder klapperten wir die Geschäfte in der Stadt ab. Seit jedem klar war, dass man in Kürze fremde Truppen in der Stadt habe, wurden die Geschäftsleute freigebiger. So haben wir an diesem Tag Fleisch, Zucker und Käse organisieren können. Judith brachte aus dem Milchwerk ein Pfund Butter mit nach Hause und die Nachricht, dass feindliche Panzer schon durch Singen fahren würden. Das Postamt in Singen habe das telefonisch durchgegeben. Es war seltsam, dass das Telefon immer funktionierte, während Strom und Wasser häufig ausblieben. Am Abend des Tages schrieb ich: „Bin früh ins Bett gegangen.“ Als wollte ich Kräfte sammeln für den nächsten entscheidenden Tag.

Mittwoch, 25. April 1945: Am frühen Morgen dachten wir, nochmal ein Tag, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Mutter brachte 4 m Schürzenstoff und zwei Büchsen Rindfleisch nach Hause. Der Stoff war umsonst. Beim Kaufhaus Kratt wurden die vorbereiteten Stücke durch das Gitter gereicht. Ich holte Brot und Milch. Als ich vom Milchholen zurückkam, sah ich, wie die Panzersperren am Ende der Ratoldusstraße zugemacht wurden. Die Panzersperren gab es schon seit Ende 1944. Sie wurden an den Ausfallstraßen der Stadt eingerichtet und bestanden aus Baumstämmen, einige senkrecht zu beiden Seiten der Straße eingerammt, andere warteten daneben, im Ernstfall waagrecht hindurchgeschoben zu

werden. Den Gedanken, dass Panzersperren nur dann einen Sinn machen, wenn fremde Panzer aufzuhalten sind, verdrängte man. Vielleicht handelt es sich nur um eine Vorsichtsmaßnahme.

Doch diesmal war es keine Übung, das war der Ernstfall. Ich rannte nach Hause, und schon heulten die Sirenen, die Variante „Feindalarm“. Wir packten das Nötigste zusammen und begaben uns in den Keller. Große Sorge machte uns Judith, die - pflichtbewusst wie sie war - ins Milchwerk zu Arbeit gegangen war. Um 11.45 Uhr schrieb ich ins Tagebuch: „Ich bin im Keller und schreibe dies. Man hört Schießen und Rattern von der Kaserne. Nun ist also auch in unsere Stadt der Krieg gekommen. Ich schreibe dies mit einer Hast. Judith noch nicht da. Hoffentlich wird unsere Stadt verschont. Ab und zu kommen Soldaten mit Panzerfäusten an unserem Haus vorbei. Haben drei Büchsen Rindfleisch unter den Kohlen. In Richtung Kaserne steigt schwarzer Rauch auf Furchtbar, schrecklich! Die Kaserne brennt. Sie soll gesprengt werden. Es muss alles in den Keller. Jetzt schießen sie mit „Ari“ (Artillerie) in die Stadt. Es kracht und pfeift fürchterlich. Ab und zu sind wieder Feuerpausen. Dann aber fängt die Kracherei mit verstärkter Kraft an. Deutsche Truppen setzen sich ab. Feindpanzer an der Polizei und am Bahnhof. Endlich flaute der Lärm ab. Schließlich rief jemand, die weiße Fahne hänge am Kirchturm. Ich schaute auch und richtig, sie hing. Alles war froh. Aber noch immer hört man vereinzelte Schüsse.“

Von Granaten getroffen wurde vor allem die Firma Allweiler, die zu brennen anging. Über die Treppe, die zum Garten hinaufführte, verließen wir in den Feuerpausen den Keller, um ein wenig Luft zu schnappen. Hörten wir aber neue Granaten herangurgeln, stürzten wir wieder hinunter. Die weiße Fahne wurde etwa um 13.30 Uhr gehisst. Damit hörten die Kampfhandlungen auf. Die Stadt war gerettet.

Erst später erfuhren wir, dass die Rettung der Stadt zwei katholischen Geistlichen zu verdanken war. Im Einvernehmen mit Stadtpfarrer Zuber, der mit anderen Gleichgesinnten den Eingang zum Kirchturm bewachte, hisste Vikar Ruby oben die weiße Fahne. Das war sehr mutig und kühn; denn man wusste, dass in solchen Fällen die SS kurzen Prozess machte. In Singen hängten sie Bürgermeister Bäder, weil er die Stadt kampfflos übergeben wollte.

Bevor in Radolfzell die weiße Fahne am Kirchturm hing, rief ein französischer Offizier von Böhningen aus an, dass die Stadt aus der Luft dem Erdboden gleichgemacht würde, falls sie sich nicht in Kürze ergebe. Stadtverwaltung und Polizei versuchten vergeblich vom Kampfkommandanten General Schmidt, die Erlaubnis dafür zu erhalten. Der befand sich aber nicht mehr in der Stadt, sondern hatte sich rechtzeitig nach Güttingen abgesetzt. In dieser prekären Situation handelte ein katholischer Vikar und rettete damit die Stadt. Der Radolfzeller Volkssturm spielte keine Rolle mehr. Tags zuvor war er aufgelöst worden. Die Panzersperren wurden von mutigen Bürgern geöffnet.

Das alles wusste ich damals noch nicht, als ich mich nach dem Hissen der weißen Fahne in die Stadt wagte. Die Neugierde war stärker als die Angst. Gerechnet hatte ich mit dem Einmarsch der Amerikaner. Aber zu meiner Überraschung waren nur die Panzer amerikanisch, die Besatzungen waren französisch.

Beim Schlachthaus traf ich eine Kolonne, die angehalten hatte. Die Leute kamen aus den Häusern. Da die Soldaten lachten und an die kleinen Kinder Schokolade verteilten, dachte ich mir, dass alles nicht so schlimm sein könne. „SS alle kaputt“, sagten die Soldaten, die Leute nickten zustimmend. Einen richtigen Kampf um die SS-Kaserne hatte es aber nicht gegeben. Die schwache Besatzung hatte sich weitgehend kampflös aus dem Staub gemacht.

Am Buchhof, also außerhalb der Stadt, hatte sich eine kleine SS-Einheit unter dem Kommando eines SS-Unterscharführers aufgehalten. Der sagte zu einem Radolfzeller Jungen (Egbert Hanser), den ich auch kannte: „Die Offiziere sind schon heute früh abgerückt. Ich habe den Auftrag, die Stadt zu verteidigen. Aber ich habe nur eine Handvoll SS-Männer. Wenn ich den Befehl ausführe, sind wir alle tot und die Stadt kaputt. Wenn wir abrücken, werden wir von unseren eigenen Leuten erschossen.“

Was aus den SS-Leuten geworden ist, weiß ich nicht. Aber vier Flakhelfer, welche die Franzosen am östlichen Ausgang der Stadt (Unterstützkreuz) beschossen, verloren ihr Leben. Gegen die Panzer hatten sie keine Chance. Die vier Leichen blieben noch geraume Zeit liegen, bevor sie geborgen werden konnten.

Bei meinem Ausflug zu der französischen Kolonne stellte ich mich zu einigen deutschen Männern, die ich vom Sehen her kannte. Da sagte der eine lachend zum anderen: „Jetzt ist aber der braune Traum vorbei.“ Der Angesprochene, der wohl ein Mitglied der SA war, kam ins Stottern und meinte beschwichtigend: „Du weißt doch, dass ich das alles nicht so ernst genommen und mich immer zurückgehalten habe.“ Dazu schrieb ich in mein Tagebuch: „Die Kommunisten regen sich wieder.“

Im Laufe des Nachmittags kam Judith nach Hause - zum Glück unversehrt. Lachend berichtete sie von Panzern, die sie bei der Polizei gesehen habe. Man solle alle Fenster schließen, riefen die Polizisten, die durch die Straßen gingen, sonst würden die Franzosen hineinschießen. Später erfuhr ich, dass es beim Einmarsch der Franzosen sieben zivile Opfer gegeben habe. So verlief dieser Tage einigermaßen glimpflich - im Ganzen wenigstens. Aber besonders tragisch war der Tod einer jungen Rotkreuzschwester namens Christel Kiefer, die Tochter einer angesehenen Radolfzeller Familie. Ihr Vater war lange Zeit evangelischer Kirchengemeinderat. Sie wurde zu einem Kranken gerufen und scheute die unsichere Lage nicht, auf ihrem Fahrrad Richtung Böhringen zu fahren auf einer Straße, die unterhalb der SS-Kaserne verlief. Sie geriet unter Beschuss und wurde tödlich verletzt.

Aber die französischen Soldaten hausten nicht unter der Zivilbevölkerung. Von Ausnahmen abgesehen verhielten sie sich menschlich. Wir sahen die Franzosen nur auf der Straße, in unser Haus kam keiner. Es soll aber einige Vergewaltigungen gegeben haben. Die französische Führung griff aber sofort durch, zwei Soldaten wurden deswegen beim Obertor standrechtlich erschossen.

Nachdem die Kampftruppen weiter gezogen waren, rückten die Besatzungssoldaten ein. Die Kommandantur richtete sich im Rathaus ein, die Truppen kamen in den Schulen und später auch in der Kaserne unter. Die Befehle der neuen Herren wurden peinlich genau befolgt. Nur nicht auffallen! Zwischen 19 und 7 Uhr wurde eine Ausgangssperre verhängt, in der Nacht durfte man also das Haus nicht verlassen. An der Eingangstür mussten Namen und Alter der Hausbewohner ausgehängt werden. Waffen, Ferngläser, Fotoapparate und Radios mussten auf dem Rathaus abgegeben werden. Zum Glück erhielten wir unseren einfachen Volksempfänger nach ein paar Tagen wieder zurück.

Mit dem Einmarsch der Franzosen blieb der Strom zwei Tage, das Wasser drei Tage weg. Überall hängten die Leute weiße Fahnen heraus. Wir taten uns schwer damit und zierten uns einen Tag lang. Es schien uns wenig ehrenhaft. Aber am 27. April schrieb ich: „Wir haben heute die weiße Fahne herausgehängt, so ungern wir es auch taten.“

Zeitungen gab es keine mehr. Die einzige Informationsquelle war das Radio, das ich fleißig abhörte, z. B. Radio Beromünster, Luxemburg und den letzten deutschen Sender, Hamburg. Am 2. Mai erfuhr ich, dass Hitler tot sei. Mit welchen Gefühlen ich diese Meldung aufnahm, zeigt der Tagebucheintrag. Dabei war ich kein eifriger Hitlerjunge gewesen, nur ein folgsamer. „HITLER TOT ! Was für ein Satz. Heute erfuhr ich, dass Adolf Hitler, geb. am 20.4.1889 in Braunau, gestorben ist. Ich kann es gar nicht glauben, dass dieser Mann, der vor dem Anschlag am 20. Juli bewahrt wurde, nun so ein Ende findet. Es ist schrecklich, aber wahr. Das Staatsgebäude des 3. Reiches fällt zusammen. In Kiel meutern die Soldaten. Kampf um Berlin geht seinem Ende entgegen. Nürnberg und München gefallen. Der einzige deutsche Sender ist Hamburg. Wie wird alles noch enden. Die verfluchten Feinde. Nachfolger von Hitler Admiral Dönitz.“

Der Rucksack drückte schwer, als ich am alten Friedhof vorbei nach Hause ging. Da es aber immer noch der einzige Friedhof war, hieß er gar nicht so. Gefüllt war der Rucksack vor allem mit Nägeln, die den ganzen Krieg über Mangelware waren und die ich für meine Basteleien so gut hätte brauchen können. Aber lederne Schuhsohlen waren auch dabei. Eine Zeitlang sollte ich später damit die Schuhe der Familie besohlen. Und etwas Geschirr und Bettwäsche. Eingepackt hatte ich dies alles in der Kaserne, die nach dem Abzug der Kampftruppen zunächst einmal leer war. Die Radolfzeller plünderten, hatten sie doch seit der Explosion des Munitionszugs darin einige Übung. Meine Kameraden und ich waren auch dabei.

Mutter schimpfte, so etwas tut man nicht. Später hielt sie mir vor, dass ich die falschen Sachen gebracht hätte. Vor allem hätte ich mehr Bettwäsche einpacken sollen. Diese blau-weiß karierte Bettwäsche, in der die SS schlief. Halb Radolfzell trug nachher blau-weiß karierte Kleider. Die Frauen und Mädchen natürlich. Die Jungen tauchten in den Bädern mit roten Sporthosen auf, feinsten Fahnenstoff. Man musste nur vorher das weiße runde Feld mit dem schwarzen Hakenkreuz wegtrennen. Verräterisch blieb ein dunkelroter Fleck mit rundem Rand.

Auf meinen Beutezügen besuchte ich die Kaserne mehrfach, sie blieb eine Zeitlang eine unerschöpfliche Fundgrube. Im Keller des Offizierskasinos lag feines Geschirr, leider mit den schwarzen SS-Runen versehen. Und gutes Brennholz lagerte da, alles bediente sich. Mich interessierte auch die Schreibstube. Noch heute habe ich in meinem Schreibtisch einen roten „Klammeraffen“, den ich nach 59 Jahren immer noch benütze, weil sich die Norm der Heftklammern nicht geändert hat. Für mich war dieses Gerät damals ein kleines Wunder. Die Schreibmaschine, die herumstand, nahm ich nicht mit, leider, aber sie wird mir zu schwer gewesen sein.

Mit einem gleichaltrigen Jungen namens Siegfried Maier-Schmidt, der wie wir in der Bollstetterstraße wohnte und keinen Vater mehr hatte, ging ich mehrfach auf den Exerzierplatz, um Brennholz zu holen. Wir bauten die Faschinen der Schützengräben aus, in denen die SS geübt hatte, eine anstrengende Arbeit, dazu war das Wetter schlecht, in den Gräben stand das Wasser, und wir standen im Schlamm. Da die Ströbles keinen Leiterwagen besaßen, wohl aber die Schmidts, kam es zu diesem Zweckbündnis. Aber ich verstand mich gut mit Siegfried. An einem Tag karrten wir zehn Leiterwagen voll Holz nach Hause. Und wir gingen mehrere Tage. Die Mütter brachten uns zu essen und zu trinken. Meine Mutter verfiel auf die Idee, nach und nach die Weinflaschen im Garten auszugraben. Mit Wasser verdünnt, dachte sie, könnte das Getränk uns Kraft geben, ohne uns zu berauschen. Es könnte sein, dass ich da zum ersten Mal in meinem Leben Wein getrunken habe.

Mit diesem Siegfried Maier machte ich am 6. Mai einen Sonntagsspaziergang zum Rehberge. Am Waldrand nach dem Säckle stießen wir auf eine zurückgelassene Vierlingsflak. Klar, dass wir uns da drauf setzten und kurbelten, dass die Rohre in alle Himmelsrichtungen schwenkten. Zum Glück war keine passende Munition dabei. Dafür fanden wir einen Gurt MG- Munition, den wir im Wald vergruben. Wir sind aber nie mehr darauf zurückgekommen.

Immer wieder schauten wir Jungen in der Kaserne vorbei, wenn die Franzosen nicht drin waren. Es fand sich immer noch etwas, von dem wir glaubten, es gebrauchen zu können, z. B. eine Sturmlaterne, eine Axt, einen Handspaten, den ich heute noch besitze und der beim Camping nie fehlt. Aber einmal schoss uns doch der Schreck in die Glieder. Als wir in einem der langen Gebäude nach Beute suchten, überfielen uns plötzlich durch die offenen Fenster das Gebrüll von Panzermotoren und das Rasseln der Ketten. Wir lugten vorsichtig über das Fensterbrett und sahen die Ungetüme geradewegs auf uns zufahren, die Kanonen auf uns gerichtet. Nichts wie weg! So schnell wir konnten, verließen wir das Kasernengelände zum Hinterausgang. Zum Glück kannten wir uns gut aus.

Am 8. Mai, dem Tag, an dem der Krieg zu Ende ging, findet sich in meinem Tagebuch folgender Eintrag: „Habe Holz gespalten. Frühstück: Roggensuppe mit Brot. Mittagessen: Kartoffelsuppe. Abendessen: Bratkartoffeln. Wetter: sonnig, heiß, schwül. Heute hat Deutschland endgültig kapituliert. Heute am 8. Mai ist gesetzlicher Feiertag zur Siegesfeier. Laut Stadtfunk läuten heute Nacht von 1-2 Uhr die Glocken. Sowie ist die Verdunkelung aufgehoben. Mit dem Krieg ist auch dieses Büchlein zu Ende.“ So war es. Mit

dieser Eintragung war ich auf dem letzten Blatt des Kriegstagebuchs angekommen. Zufall? In jenen Tagen, glaube ich, ist meine Kindheit zu Ende gegangen.

Befreit?

Die Frage stellte sich überhaupt nicht. Mindestens nicht für mich. Bei Kriegsende war ich fünfzehn Jahre alt. Wovon hätte ich befreit werden sollen? Vom politischen System? Von der Nazi Herrschaft? Das Wort „Nazi“ lernte ich erst nach dem Krieg kennen. Befreit vom Unrechtsstaat? Alle diese Begriffe existierten für mich nicht. Ich hatte mich nie unterdrückt gefühlt. Der einzige Druck ging von der Schule aus, wie das in diesem Alter eben so ist. Viel weniger Druck verspürte man in der Hitlerjugend. Dieser Dienst war im Vergleich zur Schule eher eine interessante Abwechslung.

Nein, befreit fühlte ich mich nicht, aber erleichtert. Erleichtert, dass der Krieg nach sechs langen Jahren endlich zu Ende war. Dass man in der Nacht nicht mehr durch Sirenengeheul aus dem Schlaf gerissen wurde. Dass man vor den Fliegern keine Angst mehr zu haben brauchte. Dass man nicht mehr um sein Leben fürchten musste. Dass endlich Frieden war.

Der Frieden begann mit Roggensuppe und einem Stück Brot. Zum Frühstück. So der Tagebucheintrag vom 10. Mai 1945. Die ganze erste Friedenswoche Roggensuppe. Danach 14 Tage lang Erbsensuppe. Auch zum Frühstück. Selbst an Pfingsten: Erbsensuppe. Wahrscheinlich sah der Frühstückstisch viele Wochen gleich aus; denn der Karton Erbsensuppe vom Güterbahnhof muss lange gereicht haben. Das Tagebuch, das nicht mehr so regelmäßig geführt wurde, gibt darüber keine Auskunft. Aber wir waren froh, überhaupt etwas zu essen zu haben. Am 18. Juni 45 schrieb ich hungrig und unbeholfen: „Lebensmittel sind sehr gering. Kartoffeln knapp. Bekommen auf den Winter keine Kohlen.“

Die Hungerzeit nach dem Krieg dauerte bis zur Währungsreform 1948, also drei Jahre. Eine lange Zeit für einen hungrigen Jungen. Während des Krieges herrschte zwar kein Überfluss, die Lebensmittel und auch die wichtigen Gebrauchsgüter waren zwar rationiert, aber satt konnte man sich essen. Woher bekomme ich etwas zu essen? war deshalb für lange Zeit nach Kriegsende die wichtigste Frage, um die alle Gedanken kreisten. Die Beschaffung von Nahrung war die wichtigste Aufgabe. Denn zugeteilt wurden in der schlimmsten Zeit im Landkreis Konstanz pro Tag und Person 630 Kalorien. Wenn man bedenkt, dass eine Packung Knäckebrot von 250 g Gewicht 775 Kalorien hat, sieht man ein, dass man von 630 Kalorien nicht leben kann.

Ja, wenn man an die französischen Soldaten herankommen könnte, die in der Teggingerschule untergebracht waren und ihre Mahlzeiten in der Turnhalle einnahmen! Gekocht wurde für sie in der Küche der Haushaltsschule nebenan. Als ich hörte, dass man sich dort mit Kartoffelschalen nützlich machen könnte und dafür mit einer Dose belohnt würde, eilte ich mit vielen anderen dahin.

In einer Ecke der Turnhalle wurde Geschirr gespült. Dort hatte ein größerer Junge das Kommando. Zu meiner Überraschung erkannte ich einen meiner Führer von der Hitlerjugend. Noch vor wenigen Tagen beriet er mit uns, wie man den Feinden das Leben schwer machen könnte. Die Heimat zu verteidigen sei eine Frage der Ehre. Jetzt wusch er für sie freiwillig die schmutzigen Teller ab, allemal klüger.

Tagebucheintrag vom 24. Mai 45: „(Wir) sind zu den Franzosen in die Küche gegangen und haben Kartoffeln geschält. Da hat jeder eine große Büchse bekommen mit der Aufschrift ‚Meat and vegetables stews‘ = Fleisch und vielerlei Gemüse.“

Wir rüttelten an den Türen, aber sie waren fest verschlossen. Dann gingen wir um die Viehhalle herum und entdeckten ein Fenster, durch das wir hineinklettern konnten. Die feuchte Luft roch modrig. Berge von Uniformstücken lagen da, in denen wir wühlten. Alfred Huber hatte die Idee gehabt. Sein Fahrtenmesser der Hitlerjugend hatte er bei den Franzosen gegen zwei Büchsen Kekse getauscht. Zwischen den Uniformen könnte man doch noch einige Messer finden, meinte er. Außer ein paar Fackeln, die wir mitnahmen, fanden wir nichts. Überhaupt wurde es in den weiten dunklen Hallen unheimlich. Durch die Fenster kam kaum Licht herein. Wegen der Verdunkelung waren sie mit dunkelblauer Farbe besprüht worden. Wir öffneten eine Tür von innen und entflohen erleichtert in die Helle des Tages.

Zeit für solche Unternehmungen hatten wir zunächst schon; denn die Schule blieb bis auf weiteres geschlossen. Obwohl mir Gartenarbeit nie sonderlich lag, musste ich Mutter dabei helfen. Wir hatten hinter dem Haus einen kleinen Gemüsegarten. Gegen Ende des Krieges erhielten wir hinter dem Milchwerk noch ein großes Stück Land. Dort pflanzten wir zum Beispiel Bohnen, Erbsen und Kartoffeln an. So konnten wir unseren Speisezettel etwas aufbessern.

Alles war knapp, auch die Energie. Wir hatten zwar einen Gasherd, aber auch das Gas war rationiert. So musste man sparsam damit umgehen. Einmal hatten wir unsere Gasration hoffnungslos überschritten. Mit Unschuldsgaugen behauptete meine Mutter, dass das gar nicht sein könne. Darauf hatte der städtische Angestellte die rettende Idee, die Gasuhr für defekt zu erklären. Sie wurde ausgetauscht, und somit war das Gaskonto wieder ausgeglichen. Künftighin kochten wir wieder mehr auf dem Küchenherd, auch im Sommer. Das Holz zu besorgen war meine Sache. Der Durchgang zwischen zwei Wohnblöcken war mein Reich. Dort stand der Spaltklotz, dort spaltete ich viele Ster Holz, auch trockene dünne Äste, die mein Bruder Horst und ich im Wald sammelten und auf dem Leiterwagen unserer Nachbarin, der alten Frau Straub, nach Hause zogen.

Am 19. Mai 45 überraschte uns der Stadtfunk mit einer Anordnung, die mich betraf. Alle männlichen Einwohner von 14 bis 18 Jahren hätten sich am Dienstag nach Pfingsten vor der Viehhalle zum Arbeitsdienst einzufinden. Tagebuch vom Dienstag, dem 22. Mai 45: „War heute in der Viehhalle. Es war saumäßig. Wir mussten in der Viehhalle die Uniformen der SS verlesen. Diese waren ganz nass auf einem Haufen. Die unteren waren ganz feuchtwarm und schimmelig. Ein übler Duft entströmte den Kleidern. Dann mussten wir alte Kartoffeln, die in Saumist gebettet waren, fortfahren. Die Kartoffeln haben

furchtbar gestunken. Fast musste ich brechen. Wenn ich doch nur im Milchwerk wäre. Um halb zwölf Uhr durften wir heim. Frühstück: Erbsensuppe mit Brot. Mittagessen: Rübenkraut mit Kartoffeln. Abendessen: Bratkartoffeln. Wetter: bewölkt, kühl, ab und zu Regen. Um halb zwei Uhr mussten wir wieder in die Viehhalle. Jeder musste eine Schaufel fassen. Dann ging es hinaus auf die Schuttablage auf der Mettnau. Dort mussten wir den Schutt in den See werfen. Um fünf Uhr wurden wir entlassen. Bezahlt werden wir wahrscheinlich nicht.“

Besonders hasste ich die Arbeit auf der stinkenden Müllhalde, die sich am Markelfinger See beim Stadion befand. Später sollte sich auf diesem Platz für einige Jahre der Radolfzeller Campingplatz befinden. Was hatten wir noch alles zu tun? In den Schulhäusern Betten für die Franzosen aufstellen, Gräben zuschütten, Steine klopfen. Gefährlich war die Arbeit auf dem SS-Schießplatz am Waldrand Richtung Möggingen. Dort hatte die SS vor ihrem Abzug die gesamte Munition, die in einem Haus lagerte, in die Luft gesprengt. Ich kann mich noch an den Knall erinnern, der in Radolfzell zu hören war, und an die Rauchsäule, die aufstieg. Doch nicht alle Geschosse sind explodiert. Diese hatten wir aufzulesen und in einen Wagen zu werfen.

„Sachte, sachte,“ sagten die älteren Arbeiter, die uns zugeteilt worden sind. Einer von ihnen schaute sich um, wandte sich an uns und sagte: „Geht nach Hause, so schnell ihr könnt! Wenn es uns die Hand abreißt oder wir ganz in die Luft fliegen, ist es nicht so schlimm. Unser Leben ist vorbei. Aber ihr habt es noch vor euch, ihr seid noch jung.“ Das ließen wir uns nicht zweimal sagen.

Eine Zeitlang hatten wir in der Kaserne zu arbeiten. Wir hofften, in die Küche zu kommen. Aber daraus wurde nichts. Stattdessen mussten wir aufräumen. Nach dem fluchtartigen Abzug der SS und den nachfolgenden Plünderungen lag in den Gebäuden alles drunter und drüber. Zwei junge Soldaten nahmen einmal mich und noch jemanden mit in die Stadt, auf einem offenen Jeep. Beim Klostermaier, einer Weinhandlung, mussten wir Kästen mit Weinflaschen in das Auto laden. Da wir kein Französisch konnten und sie kein Deutsch, war ein Gespräch nicht möglich. Obwohl sie nur wenig älter als wir waren, wollten sie vielleicht gar nicht mit uns reden. Aber sie sahen uns mit ernsten Augen von der Seite an. Trauten sie uns nicht? Bedauerten sie uns? Aber als wir zurück in der Kaserne waren, holten sie aus der Gulaschkanone, die im Freien stand, zwei große Stücke Fleisch, die wir mit Heißhunger verschlangen.

Bei den Aufräumarbeiten in der Kaserne fanden wir vieles, was wir noch hätten gebrauchen können. Aber mitnehmen durfte man nichts. Abends wurden wir am Kasernentor von den wachhabenden Soldaten gefilzt. Doch wir hatten eine Idee. Wir warfen unser Beutegut in einem entlegenen Winkel über den Zaun, ließen uns am Kasernentor reinen Gewissens kontrollieren, spazierten außen herum an die bewusste Stelle, um unsere Kostbarkeiten aufzunehmen.

Nach acht Wochen unbezahlter Arbeit in schwieriger Zeit (Tagebuch vom 18.07.45: „Von Martin und Dany keine Nachricht.“) fand meine Mutter, dass es nun genug sei. Sie ging aufs Rathaus und erwirkte beim

Bürgermeisterstellvertreter Gohl, Danys ehemaligem Lehrherrn, der später Bürgermeister wurde, dass ich vom Arbeitsdienst befreit wurde. Sie brauche mich für die vielen Arbeiten zu Hause, ich sollte den Mann in der Familie ersetzen.

Ganz gegen die Politik und die miserablen Lebensverhältnisse hatten wir 1945 einen schönen Sommer. Schon im Mai konnte man baden gehen. Mit meinen Kameraden nutzte ich das aus, wann immer wir konnten. Wir gingen nicht nur ins Strand- oder Herrenbad, sondern auch in die Herzen, wo die SS ihr eigenes Bad gehabt hatte. Etwas ganz Besonderes war das Baden im Hafen. Das war möglich, weil der Schiffsverkehr völlig eingestellt war. Mit großem Anlauf und viel Geschrei sprangen wir von der Hafenummauer ins Wasser. Man ließ uns gewähren, man gönnte uns den Spaß, obwohl dieses Treiben im Hafen eigentlich verboten war.

Ab Mitte 1945 schrieb ich fast ein halbes Jahr lang nichts mehr in mein Tagebuch. Der letzte Eintrag vor der langen Pause hat mit der verworrenen Geschichte der Nachkriegszeit nichts zu tun. Er stammt vom 27. Juli 45: „Ich muss ein außergewöhnliches Ereignis berichten. Vor knapp 10 Minuten hagelte es fürchterlich. Es regnete Eisbrocken von Hühnereigröße. Es schlug viele Fenster ein. Danach setzte ein wolkenbruchartiger Regen ein. Selbst alte Leute sagen, dass sie solches noch nie gesehen hätten.“

Adolf Ströbele